

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 220 (1941)

Artikel: Der Rebenkasper : Erzählung
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375122>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Nebenkasper. Erzählung von Alfred Huggenberger.

Ich müßte so viele Geschichten zu erzählen, als das Schaltjahr Tage hat, wenn mir nur jeweilen einen Anfang fix und fertig auf den Tisch hinlegen wollte. Das Anfangen ist meine schwache Seite: alles, was ich von meinem Peter oder von meiner Justine Merkwürdiges weiß, was ich von ihnen sagen und nicht sagen möchte, liegt ärger durcheinandergeschachtelt, als weiland die Siebensachen in meiner Mutter Nähkörbchen, aus dem ich sicher jedesmal eine leere Fadenseele zog, wenn ich nach einem Knopf langte, oder statt der Nadelbüchse Großmutter's hölzernes Brillenfutter.

Mit dem Weinkönig von Oberreuti ist das nun eine andere Sache; hier komme ich sozusagen um den Anfang herum, ich brauche nur glatt der Reihe nach vorzubringen, was mir an ihm aufgefallen und was er selber mir berichtet hat. Und wenn's aufs Ende geht, liegt der Kasper richtig im Totenbaum.

Im Hause des Neuhofer's zu Niederreuti, bei dem ich einmal ein liebes Sommerjahr als Ackerknecht diente, das heißt, von der ersten Märztröckne an bis zu der Zeit, da die braunen Birnbaumblätter auf die keimende Winterfaat niederfallen, lernte ich ein eisgraues, eingewerktes Bäuerlein kennen, zu dem mich bald eine besondere Zuneigung hinzog, obschon mir der Alte im Anfang durch seine verschlossene, eher abweisende Haltung dazu keinerlei Ursache gab.

Er war der Schwiegervater des wohlhabenden Hofbesitzers, hatte aber im Betrieb nicht mehr viel mitzureden, da er ausgekauft war und sich nur den Winkel im Hause und ein kleines Leibgedinge vorbehalten hatte. Seine Tochter war schon vor Jahren mit Tod abgegangen und hatte einer zwar wackeren, aber etwas räszingigen und regierungslustigen Nachfolgerin Platz gemacht, die es immerhin verstanden hatte, sogar ihren Stiefkindern recht zu tun und sie dem Großvater zu entfremden.

Der Kasper schien sich mit der Rolle des Geduldeten, Vereinsamten seit lange abgefunden zu haben. Mit dem Bauern selber kam er leidlich aus; er ließ ihn schweigend schalten und walten, obschon er als eifriger Neuerer oft auf falsche Karten setzte. Nur in einem einzigen Punkte blieb der Alte eigensinnig bis zur Stierköpfigkeit: wenn es sich um das Ausreuten des kleinen Weinberges an der Sommerhalbe gegen Oberreuti hinauf handelte. Die vielen unmittelbar aufeinanderfolgenden Mißjahre, die überaus lästige Mehrarbeit, die die Bekämpfung der alljährlich auftretenden Blattkrankheiten erforderte, hatten den einst blühenden Weinbau auch aus jener Gegend in verhältnismäßig kurzer Zeit beinahe ganz verdrängt. Nur noch wenige Eigenbrötler hielten auf den augenscheinlich verlorenen Posten aus, denn von einem auch nur annähernd dem Aufwand an Mühe und Unkosten entsprechenden Ertrag konnte jetzt um so weniger die Rede sein, als die armseligen Ueberbleibsel der ehemals geschlossenen Rebgelende der Unbill der Witterung und dem Vogelfraß nun doppelt ausgesetzt waren.

Dennoch hatte der Neuhofer bis jetzt den inständigen Bitten und Vorstellungen seines Schwiegervaters Rech-

nung getragen und an den letzten Rest seines Nebengutes noch nicht Hand gelegt. Aber nachdem das vergangene Jahr einen vollständigen Mißherbst gebracht hatte, war es mit seiner Geduld ein für allemal zu Ende. Die Rodungsarbeit war bereits vergeben, es gab keine Rettung und keine Wiedererwägung mehr. Der Nebenkasper, wie er im Dorfe hieß, hatte das Todesurteil scheinbar gelassen hingenommen, er unterließ jeden Versuch, den Neuhofer noch einmal umzustimmen.

Als wir eines Sonntags nach dem Mittagessen nebeneinander auf der Scheunenbank in der warmen Frühlingssonne saßen und ich ihn, allerdings in wenig zuversichtlichem Tone, zu nochmaligem Widerstand aufmuntern wollte, schüttelte er ablehnend den Kopf. „Er hat einen hölzernen Verstand. Es wäre alles für die Raß. Seine Gedanken gehen einen anderen Weg als die meinigen. Wenn Ihr eine Ahnung hättet, was da oben herum einmal für eine Herrlichkeit gewesen ist mit den Reben! Besonders in der großen Zeit, im Herbst, wenn an der Halde, im Altwingerten und am Reutisteig die Böller knallten! Wenn die Mädchen beim Traubenschneiden die alten, schönen Lieder sangen.“

Und dann am Abend das Leben in der großen Sommerhalbentrotte, die jetzt auf Abbruch verkauft werden soll! Da standen auf dem unteren und oberen Boden die mächtigen Rufen, bis an zehn Saum groß, eine an der anderen, jede vom Trottenmeister mit dem Namen des Eigentümers säuberlich beschrieben. War das ein Gedränge; ein Rufen, Sorgen und Raten, ein Gelächter und Späkemachen beim Traubenschneiden bis tief in die Nacht hinein! Das ganze Dorf bis auf das letzte Bein sah man da beieinander. Sogar die Alten und Bresthaften kamen heraus, und wenn sie an Krücken gehen mußten, um sich den Herbst anzusehen und miteinander zu schwätzen und zu prahlen von ihrer Zeit und von ihren großen Weinjahren, wo zwanzig Reben einen Eimer getragen und mehr, dazu ein Gewächs, von dem drei Schoppen genügt hätten, um den bestgeeichten Mann in den Straßengraben zu legen. – War das eine heimliche Aufregung und Eifersucht besonders unter den größeren Bauern und ihrem Anhang! Ein verstohlenes Hörcheln, ein wisperndes Fragen und Ausholen von Mund zu Mund: Wem wird man fränzen dürfen dies Jahr? Wer wird obenaus schwingen? Denn wer am meisten Trauben schnitt, dem fiel mit dem größten Gut auch die Ehre zu. Eine Ehr', die keiner billig gab und die auch auf die Rebfrau zurückfiel. Ja, der ganzen Verwandtschaft gab das einen Glanz, wenn die mit Efeu und Dahlien befränzten Weinfuhren vor dem Hirschen hielten, von der gesamten Dorfjugend begafft und bewundert. Denn befränzen durfte seine Waagen jeden Herbst nur einer. Ja – nun darf ich es Euch schon sagen: der neben Euch sitzt, ist zehn Jahre hinter einander in Reuti Weinkönig gewesen.“

Nachdem wir eine geraume Weile schweigend unsere Gedanken gesponnen, ging mich der Kasper mit der bescheidenen Bitte an, ich möchte für eine halbe Stunde mit ihm ins Rebhäuschen hinaufkommen, und ich war gern dabei. Während er sich mühselig vor mir her den

fahlen Weinberg hinaufarbeitete, blieb er mehrmals stehen und schaute trüben Blickes die Rebzeilen hinauf und hinunter. „Er hat einen hölzernen Verstand, ich weiß es schon“, sagte er kleinlaut, halb zu sich selber. „Wenn ich Aff’ mir doch wenigstens ein kleines Geldlein zurückbehalten hätte, diesen Berg zu kaufen! – Man wird in fünfzig Jahren von dem großen Wesen, das einmal da in Reuti um die Reben war, nur noch als von einem alten Märlein erzählen. Alles wird tot und ab sein, gleichsam versunken in einem tiefen Wasser. Die Schutzhütte dort, die wird er auch abreißen. Was macht die für einen Staat, wenn keine Reben mehr da sind? Und ich hab’ es meiner Frau auf dem Totenbett versprochen, diese Reben und die Hütte Tag meines Lebens in Ehren zu halten.“

Oben bei dem verwitterten Rebhäuschen angelangt, öffnete er mit zitterigen Händen das rostige Vorlegeschloß, mit dem er den Kiegel zur besseren Sicherheit versehen hatte. Er setzte sich nachdenklich auf die rohgezimmerte Wandbank, und ich nahm ihm aegenüber Platz.

„Ihr müßt jetzt etwas wissen, daß der Krieg, den ich seit Jahr und Tag mit meinem Tochtermann führe, auch diese Hütte angeht, nicht die Reben allein. Wenn diese Hütte wekommt, dann hat man mir die letzte Wurzel abgehauen.“

Ich mochte ihn ein wenig hilflos angesehen haben, denn er klaubte nun allerlei krause Worte zusammen, um sich mir verständlicher zu machen.

„Mit dieser Hütte kann ich manchmal, wenn so mein Tag ist, verkehren wie mit einem Bekannten, der auch alt und überzählig geworden ist. Ich habe darin so viele und schwere, ja beinahe heilige Dinge erlebt, daß – ja, ich will es jetzt doch darauf ankommen lassen, ob ein Mensch so etwas verstehen und richtig fassen kann.“

Nach dieser etwas mühseligen Einleitung erzählte mir der Alte, ohne sich ein einziges Mal zu unterbrechen, folgende kleine Geschichte:

Meine Wiege hat nicht im Neuhoß gestanden, sondern da drüben in Oberreuti, wo mein Vater ein kleines Schuldengut umtrieb, zu dem auch diese Rebenhalde gehörte. Meine Mutter starb, als ich, der älteste von drei Buben, einundzwanzig zählte. Da keine Schwester da war, behalf sich der Vater in der ersten Zeit mit Haushälterinnen; aber er hatte Pech, die Weibsbilder belugten ihn hinten und vorn, er mußte einer nach der anderen den Laufpaß geben.

„Nun, wenn mit den Alten nichts los ist, probiert man’s mit einer Jungen“, entschied mein Vater. „Gleich

aus dem Nest weg, sagt man immer, das ist das beste. Wenn eine dann schief gewachsen ist, kann man sie zur Not noch an den Pfahl binden und geradziehen.“

Das neunzehnjährige Waisenkind, das uns eine Base von Lenggenberg ein paar Wochen später ins Haus brachte, war nun freilich nicht schief gewachsen. Kaum, daß ich mir die dreimal angesehen, war ich mit Raten fertig. Wenn ich unter tausend Mädchen eines für mich zum Verheiraten hätte auslesen dürfen, ich hätte ohne Bedenken die Lene gewählt. Von der ersten Stunde an war ich in ihr Wesen verschossen und vernarrt. In ihre arme, scheue Jugend, in ihr rotgelbes Haar, in ihre Kirschenaugen, in ihren blanken, weißen Hals.

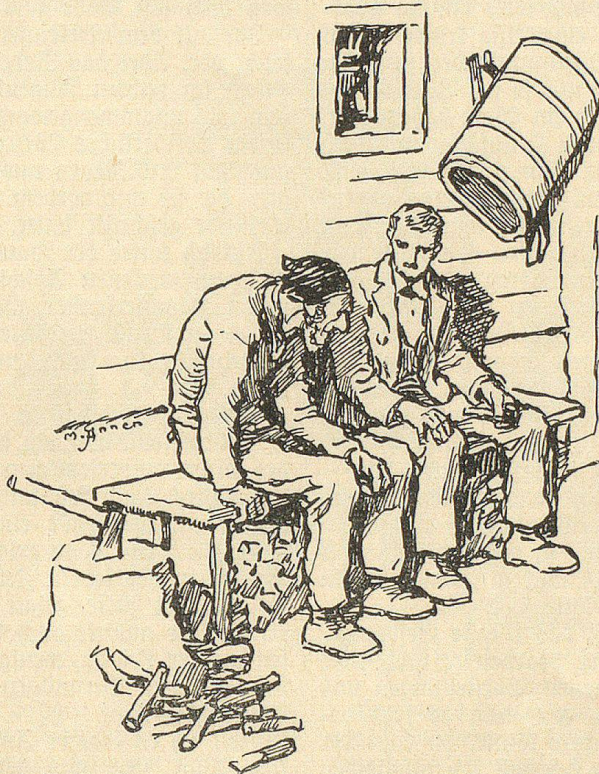
Ich mußte mir viel Gewalt antun, um sie nicht bei Tische und wo sie ging und stand, beständig anzugaffen und mir wohl an ihr zu tun. Aber wenn ich auch meine Augen knapp hielt, ich sah sie doch. Ich sah sie, wenn sie hinter meinem Stuhl vom Wandkasten zum Fenster ging, ich sah sie durch die Bretterwand hindurch, wenn sie in ihrer flinken Art in der Nebenstube hantierte. Und wenn ich abends müdgewerkt vom Feld heimkehrte, pflegten meine Schritte schneller und leichter zu werden, je näher ich dem Hause kam, als ginge es zu Tanz und Lustbarkeiten.

Dabei machte ich mir viele und schwere Sorgen darüber, ob denn so eine Sache letztlich zum guten End’ kommen könne. Ich durfte meinen Vater ums Leben nichts merken lassen. Wie oft hatte er mir in Heiratsachen schon zugeredet! Schier schriftlich hatte ich es ihm bei jeder Ge-

legenheit geben müssen, daß ich nach einem Mädglein ohne Geld nie auch nur mit einem Aug’ schielen würde.

Aber nun war halt die Bescherung da, und ich konnte und konnte nichts dafür. Und wenn ich auch meine Gedanken vor dem Vater wie hinter einer Mauer versteckt hielt, er mußte doch schon irgend etwas gemerkt haben. Wenn ich abends das Melkgeschirr in der Küche holte und mit der Lene kaum zwei, drei unnötige Worte verlor, stand er sicher schon an der offenen Tür, um mich zur Eile zu mahnen. Immer wußte er es so einzurichten, daß ich bei der Feldarbeit nie mit ihr allein zusammen war.

Und eines schönen Morgens überraschte er mich mit einer schwer bedeutsamen Mitteilung. Es habe ihn jetzt durch Tage und Wochen ungeschlafen gelegt, und er könne halt mit dem allerbesten Willen nicht drum herumkommen: ich müsse ein Jährchen oder zwei fremdes Brot essen. Kein Bauer, auch nicht der anständigste und häuslichste, könne es im Leben auf einen grünen Zweig



bringen, wenn er nicht zum wenigsten einmal über den Gartenhag hinausgesehen und anderen Leuten und Gekenden etwas abgeguckt habe. „Und jetzt kommt da die schönste, gereimteste Gelegenheit sozusagen wie vom Himmel herabgeschneit“, fuhr er mit erhöhtem Eifer fort. „Beim Vetter in Lenggenberg könntest du eintreten, es ist eine Karte da. Und einweg nicht um den Gotteswillen! Ich hätte mich nicht unterstanden, auch nur die Hälfte von dem zu verlangen, was er dir als Wochenlohn geben will. Da müßte einer Schuhnägel im Kopf haben, wenn er nicht mit beiden Händen zugreifen wollte. Besonders wenn man dazu an das andere denkt. An die Hauptsache, versteh mich! Ein Kerl, der die Nase mitten im Gesicht hat, wird um ein Mädchen herum, wie das Kätteli eines ist, keinen Rank machen, weil sie auf einem Fünzigtausender sitzt. An das brauchst du jetzt vorderhand nur so im Vorbeigehen zu denken; in solchen Sachen gibt ein Wort das andere, wenn einer beim A und nicht beim Z anfängt und dem Saul nicht alle vier Eisen auf einmal auflegen will. Sappermost wäre das ein Fressen, so ein Herrenbauernsitz mit Rosfuchs und Kennwagen! Da wäre dir jeder Schnauf ein Gottvergnügen. Das kann sich einer wie ich am besten ausdenken, der seiner Lebtag in den Schulen wie in einem Dornenhag gesessen hat. Einer, der immer so knapp einen Meter vor dem Geldtag her von einem dünnen Ast auf den andern gehüpft ist und der kein Häuptlein Vieh im Stall ansehen kann, ohne daß ihm ein Aegerer den Schlund heraufsteigt, weil doch der Händler, dem er alles schuldig ist, das magere Futtergeldlein zum Voraus zur Hälfte in den Klauen hat. – Das alles will ich dir jetzt gesagt haben. Nicht weil ich dich für so ungeschickt halte, wie dein Vater in jungen Jahren gewesen ist. Aber ich hab’ in meinem Leben oft genug erfahren, daß einem ein Schick meistens nur ein allereinziges mal in den Weg läuft.“

Ich muß bei seiner Rede nicht das klügste Gesicht geschnitten haben, denn der Vater bearbeitete mich noch eine ganze Weile mit immer neuen Vorstellungen und weiterschweifigen Beweisgründen, wie man es jetzt daheim ganz gut ohne mich machen könne, da nun der Konrad aus der Schule sei und sich das Dienstmädchen in allem, auch in der Nebenarbeit, gut anlasse. Ich schielte währenddem unwillkürlich immer wieder nach der nur angelehnten Küchentür hin, und ich qualte mich darüber, daß die Lene draußen vielleicht jedes Wort hatte verstehen können. Ich wollte über die Sache nachdenken, brachte ich zuletzt ganz kleinlaut vor und ging in den Stall hinaus, wo ich mich auf den Melkstuhl niederließ und in tiefsinnigem Brüten dasaß, bis die Lene draußen die blankgeseuerte Milchkanne aufs Stallbänkelein hinstellte. Dann raffte ich mich auf und schirrte die beiden Stiere an, denn ich sollte, da das Wetter kühl und regnerisch war, mit Klosterholz in die Stadt fahren. Bis jetzt hatte der Vater solche Fahren meist selber gemacht. Es konnte gar kein Zweifel mehr bestehen, er hatte meine Verliebtheit entdeckt und wollte mich jetzt unter allen Umständen von Lene weghaben.

Es kam nun eine schwere Zeit für mich. Tag für Tag war der Vater mit Drängen und Zureden hinter mir her. Der Vetter schrieb, jedenfalls auf Abrede, einen

Brief nach dem andern, so daß ich vor lauter Studium schier den Verstand verlor und mehrmals auf dem Punkte war, dem Vater alles zu bekennen. Aber jedesmal besann ich mich noch im letzten Augenblick darauf, daß die Lene dann wohl von heut auf morgen mit Schimpf aus dem Haus müßte und erst recht alles den verkehrten Weg gehen würde.

Schon in der zweiten Woche hatte es mein Vater so weit, daß ich müde war und einlenkte. Der Lenggenberg ist nicht aus der Welt, redete ich mir ein. Wenn ich mich der Lene vor dem Weggehen zu erkennen geben konnte, und wenn sie ein ganz klein wenig guten Willen zu mir hatte, so mußten wir über alle Mauern hinweg doch am Ende zusammenkommen.

Ja, mit dem Bekennen! So etwas nimmt man sich leicht vor. Aber das Reden ist eine schwere Sache, wenn einem im rechten Augenblick die Lippen immer gleichsam wie zusammengewachsen sind. Die Lene hatte auch so ein wunderliches Wesen in jener Zeit. Sie ging mir mit Tun und Reden aus dem Weg und hielt ihre Augen, die sie mir vordem doch hin und wieder auf eine Sekunde geschenkt hatte, absichtlich vor mir verborgen.

Als ich unter der Haustür vom Vater und von den Brüdern trockenen Abschied nahm, stand sie droben an ihrem Kammerfenster. Ich sollte dem Lenggenberg von ihr einen Gruß ausrichten, sagte sie mit erzwungenem Lächeln; sie kam nicht einmal herab, mir die Hand zu geben. –

Auf dem Kehlhof in Lenggenberg ließ es sich gar nicht übel sein. Wie ein heimlicher Glanz lag der Hauch des alten, unverletzlichen Wohlstandes auf allen Dingen. Alles stand fest und wohlgegründet, und auch die Arbeit tat man mit einer geruhigen Sicherheit, weil man ja auf den Lohn gelassen warten konnte. Der Nagler, der in der letzten Zeit mit den Diensthöfen einiges Pech gehabt hatte, zeigte sich über mein Kommen hocherfreut. Er nannte mich Vetter, und da ich das Schaffen meiner Lebtag, wenigstens solange ich die Kraft besaß, als ein Vergnügen betrieb, hatte ich allzeit gut Wetter bei ihm.

Soll ich es sagen? Auch die Kathrine war etwa gar kein Wust, wie man bei uns so sagt. Besonders am Sonntag, wenn sie hübsch angezogen war. Ein junger Kerl mit gesunden Sinnen konnte dann ganz wohl auf den Gedanken kommen: Maitli, neben dir müßt’ es sich eigentlich leben lassen. Hätte ich damalen über meinen inwendigen Menschen noch zu befehlen gehabt, ich wäre einweg am Lenggenberg alt geworden. Ich schäme mich nicht, es zu bekennen, in jenen Tagen hab’ ich mein Herz mehr als einmal fest in die Hände genommen und ihm die vernünftigsten Dinge vorgeredet. Es sei bei näherem Zusehen doch einfältig von mir, mein bißchen Menschenverstand zu verlieren wegen eines Dienstmädchens, das mich dazu fast über die Achsel hinweg ansehe. Aber wenn ich mir die Lene tagsüber scheinbar ganz aus dem Sinn getan, so sah ich sie starrer jeden Abend vor dem Einschlafen neben meinem Bette stehen, und ich mußte die Arme nach ihr ausrecken und ihr alles Liebe sagen. Wenn dann Kathrine am Morgen die zinnerne Kaffeekanne auf den Tisch stellte, gewöhnlich etwas verschudelt und lotterig in den Kleidern, stellte ich

Vergleiche an, ärgerte mich über sie, weil sie noch nicht gekämmt und gewaschen war, und über mich, weil ich um derlei Nebendinge nicht herumkommen konnte. Die Lene daheim freilich, die war bei aller Dürftigkeit immer wie frisch aus dem Brunnen heraus.

Am dritten Sonntag hatte ich es endlich mit mir selber im reinen: noch an diesem Abend wollte ich ernsthaft mit dem Kätterli reden und dann hinter meine junge Zeit einen dauerhaften Schlußpunkt setzen, den Freunden zulieb und den Neidern zuleid. Aus dem Wege ging sie mir nicht; vielmehr hatte sie mich schon bei mancher Gelegenheit merken lassen, daß das Ja bei ihr nicht hinter einem Dornenbäumchen hängen würde.

Nach dem Mittagessen führte mich ein Schlennergang gegen die Bahnstation hinaus, wo zufällig eben ein Zug einfuhr. Da kam mir unversehens der Einfall: in einer Stunde wärst du daheim in Oberreuti...

Ich wollte den Gedanken wegwerfen; aber eine unsichtbare Macht hatte meinen Willen plötzlich unter ihren Zwang genommen: ich zog hastig aus und stieg ohne Karte in den bereits in Bewegung befindlichen Zug. Gewiß, ich mußte meinen Augen den kleinen Gefallen tun! Und, wer weiß? Vielleicht mochte dann die Stimme doch recht behalten, die mir in den letzten Tagen immer wieder zugeflüstert hatte: Du bildest dir die Süßigkeiten bloß ein. Wenn du recht hinsiehst, so ist nicht mehr an ihr als an jeder andern, und du mußt über deine Albernheit lächeln.

Während ich, im rauchigen Wagen sitzend, den Lenggenberg mit seiner schwarzen Waldkappe, mit seinen Höhen und wohlbebauten Hängen langsam an meinen Augen vorbeigleiten ließ, war sonderbarerweise bereits ein ganz neuer Mensch aus mir geworden. Meine Fahrtgenossen, junge und alte, schienen es alle gleich auf den zweiten Blick aus mir herauszuhaben: aha, da ist einer, der zu seinem Schatz fährt! Und heimlich war ich mit dem reinsten Vergnügen mit ihnen allen einverstanden. Warum sollte ich es mir und ihnen ausreden? ... Die Kathrine ... Hatte ich denn bei der etwas verloren? ... Es war mir jetzt, als sei ich ihr nur zufällig einmal auf der Straße begegnet. -

Als ich, so um die zweite Mittagsstunde, daheim in die Stube trat, saß mein Bruder Konrad allein auf der Fensterbank und studierte. Sowie er meiner ansichtig wurde, fuhr er auf und kam scharf auf mich zu, er vergaß in der Aufregung sogar das Grüßen.

„Du! Was das bei uns für Sachen gibt! Sachen, sag ich dir!...“

Er zog mich in die Nebenstube hinüber und vergewisserte sich da zuerst am Fenster, ob niemand um die

Bege sei. Dann berichtete er mir im Flüsterton, hastig, ohne rechten Zusammenhang: „Denk: wieder heiraten will er! Das Leni! - Ob sie schon ja gesagt hat, das weiß ich nicht; aber heute Abend soll's auskommen. Die Base von Lenggenberg ist seit drei Tagen da, die bringt's sicher fertig! Du darfst aber ja nichts merken lassen, sonst hab' ich dann eine andere Sendung auf dem Hals! - Eine Frau, auch wenn sie nichts habe, sei immer noch rentabler als eine Magd, hat er gesagt.“

Mir war, als hätte er mir einen schweren Stein an den Kopf geworfen. Ich mußte jetzt, warum mich der Vater um alles hatte aus dem Hause haben wollen. Nicht meinem Glück zulieb, nein! Natürlich! Er war ja zu Oftern erst achtundvierzig gewesen. Ich mußte unwillkürlich mit der Hand an meinen dummen Schädel greifen.

Wie erschlagen setzte ich mich auf einen Stuhl und versuchte nachzudenken.

Wenn ich jetzt gleich wieder wegginge?... Wenn ich mir nichts mehr gelten ließ von allem?...

Aber dann dachte ich an ihre Augen, und mein Blut wallte plötzlich siedend auf, so daß es mir fast den Atem benahm. Es kam doch zuerst auf sie an! Und er hatte mich hinterlistig betrogen! -

Ich mußte mir Gewalt antun, um mich meinem Bruder nicht zu verraten. Ob die Lene im Haus sei, fragte ich ihn nach einer Weile unsicher. Dann fuhr ich auf, ohne seinen Bescheid abzuwarten und fragte ihn nochmals bestimmter.

Er mußte weiter nichts, als daß sie nach dem Essen gegen Niederreuti hinausgegangen sei. Mit den Mädchen habe die wenig Gemeinschaft. Gewöhnlich hocke sie am Sonntag im Nebhäuschen an der Halde.

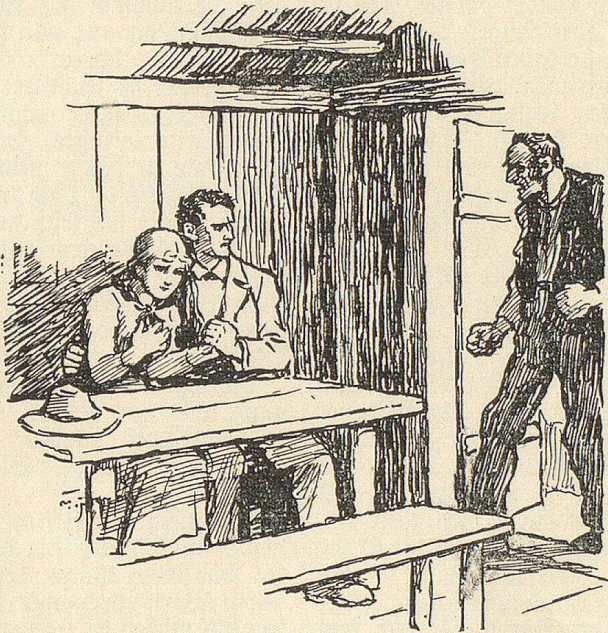
Raum eine Viertelstunde später stieg ich klopfenden Herzens, aber leise wie ein Dieb, den mir wohlvertrauen. Nebensteig hinan. Ich vergesse den Gang nie, und wenn ich hundert Jahre alt werde. Es war nicht lang nach Johanni. Verspätete Trauben blühten noch, die Luft war ganz von ihrem süßen Ruch erfüllt.

Hin und wieder stand ich still und dachte heftig nach. Wenn ich die beiden jetzt da oben beieinander fand? Was tat ich dann? Ich mußte es nicht; aber meine Glieder zitterten wie im Fieber.

Während ich langsam auf die Hütte zutrat, wurde deren Tür sachte von innen geöffnet. Die Lene stand vor mir.

Mit einem raschen Blick an ihr vorbei überzeugte ich mich, daß sie allein war. Sie hatte den bösen Blick wohl bemerkt, ihre rotgeweinten Augen füllten sich so gleich wieder mit Tränen.

Ich kam mir in meiner unverhehlten Eifersucht ent-



seßlich roh und ungerecht vor. Ich faßte wie abtittend ihre Hand. „Sei nur ganz getrost, wir wollen verständig über alles reden.“

Wir setzten uns auf das Bänklein dort an der Ladenwand. Sie tat zuerst gefaßt und schien mir Gehör geben zu wollen. Dann aber wandte sie sich, von einer starken Erregung plötzlich bemeistert, mit Heftigkeit von mir weg und stand auf. Sie warf das Sträußchen halbverwelkter Mohnblumen, das sie bis jetzt unbewußt in der Hand gehalten, beiseite und stieß in leidenschaftlicher Aufwallung unter Schluchzen und Weinen die Worte heraus: „Und ich kann es doch nicht tun und wenn ihr mich zehnmal quält, alle miteinander! Geht nur, ich weiß schon, wer Euch hergeschickt hat! Geht, geht!“

Da fiel meine bleierne Unbeholfenheit mit eins von mir ab. „So sieh mich doch an, Ene!“ bat ich, und sie tat mir zögernd den Willen. Ihre Augen waren noch voll Trost und Tränen. Aber sie sahen doch in meine Seele hinein und lasen zum voraus darinnen, was ich ihr nun mit Furcht und Hoffen hastig bekannte. Und ihr ehrliches Antlitz gab mir den Bescheid, ohne daß ein einziges Wörtlein von ihren Lippen gefallen wäre.

Von dem Augenblick, da wir uns einander zu erkennen gegeben, saß das Glück wie ein schöner Engel neben uns in der Hütte. Denn unser junges Blut kannte weder Mißtrauen noch Furchten; die schwere Not, die uns zusammengeführt, lag scheinbar weit, weit hinter uns zurück, fast gebannt und bezwungen.

O, wie hab' ich ihr Gutes, das, ich fühlte es wohl, ganz in ihrer tiefinnersten Seele daheim war, inniglich zu merken bekommen! Die reichen Leute, die gescheiter sind als wir, können sich so etwas vielleicht mit vielen schönen Worten sagen. Aber für uns zwei hätten die Worte, auch wenn sie vergoldet gewesen wären, den rechten Dienst nicht getan. Wir wußten jedes ganz gut, was das andere sagen wollte, und freuten uns der Stille in der Hütte. Der Duft der Nebenblüte kam zu uns herein. O, wie war das jetzt ein reiner süßer Hauch gegen vorhin! Wie aus einem Paradiesgarten kam er her.

Immer wieder mußten wir uns schier ungläubig in die Augen sehen und konnten noch nicht alles begreifen. Sie bekannte mir, wie sie mich von Anfang an gern gesehen und immer in Not gewesen, sie könne es vor mir und den anderen nicht genugsam verbergen. Wie es ihr dann schwer gewesen sei bei meinem Fortgehen. Aber alle Hoffnung habe sie erst dann aufgegeben, als ihr mein Vater vor einer Woche vorgemalt, wie ich jetzt mein Glück gemacht hätte und mit der Kehlhotochter schon im Herbst Hochzeit machen würde ...

Darauf zog ich sie noch fester an mich und herzte und küßte sie wie ein kleines Kind. Sie schlang mir einen ihrer herabgefallenen rotblonden Zöpfe um den Hals und lachte mich an und sagte einen alten Liebessegen her:

Ein Band von Gold und Seiden
Bind't uns für Glück und Leiden.
Der Hergott hat's gesehen,
Kein' Untreu kann geschehen.

Auf einmal fiel jetzt ein weißer Lichtschein in den Dämmertag der Hütte herein. Als ich mich umfah, stand

mein Vater in der offenen Tür. Sein Gesicht war von zorniger Ueberraschung verzerrt, er konnte kein Wort hervorbringen, obschon sich seine Lippen fortwährend krampfhaft bewegten.

Ich stand auf und sagte, indem ich ihm fest in die Augen sah: „Es ist jetzt also so, daß Ihr's wißt. Wir sind einig, wir zwei. Da gibt's nichts anderes.“

„Hab' ich dich gefragt?“ stieß er keuchend heraus. „Ich will dir dann sagen, wer Meister ist, und ob so ein ...“ Er brach mit einem Ruck ab und tat sich Gewalt an. Er wies mit der Hand nach der offenen Türe und sah mich sicher und befehlend an.

„Da! Ich habe nichts gesehen! Ich will nichts gesehen haben!“

Darauf wandte er sich an Ene, indem er seine Stimme mühsam zur Freundlichkeit zwang.

„Komm du mit mir heim! Es ist alles wie vorher. Du bist nicht schuld!“

Er wollte sie leicht am Arm fassen, aber sie fuhr heftig zurück. „Rührt mich nicht an!“ rief sie gell und scharf. Ein zorniges Feuer sprühte aus ihren Augen, ich konnte sie kaum mehr erkennen.

Eine Sekunde lang sah er sie starren Blickes an. Dann beugte sich sein Kopf, wie wenn ihn eine schwere Hand niederdrücken würde, langsam vornüber. Der große starke Mann fiel ganz in sich zusammen.

Er dauerte mich in diesem Augenblick. Ich hätte ihm gerne helfen mögen, aber mein Wille war Dual und Ohnmacht.

Plötzlich drehte er sich mit einer langsamen Bewegung nach mir um.

„Du kannst machen, daß sie es tut“, sagte er im unsicheren Tone des Bittenden. „Auf dich kommt es an ...“

Ich dachte in diesem Augenblick nicht mehr daran, daß er mich hinterlistig hatte aus dem Weg tun wollen. Es war mein Vater, der vor mir stand. Mein Vater, dessen Wort mir immer Befehl gewesen, und der meine Jugend mitten in eigenen Sorgen und Nöten freundlich und verständig bewacht und beraten hatte. Wie ein Bettler kam er jetzt zu mir. Und ich konnte ihm das Almosen nicht geben, um das er schier fußfällig anhielt. Ich konnte es nicht. Niemals!

Ein leichter Windhauch hatte inzwischen die Hütten-tür lautlos zugemacht. Wir drei Menschen standen uns im Halblight des engen Raumes, den der Duft des Weinblustes jetzt mit schier beängstigender Schwüle füllte, als schwere Schatten gegenüber.

Ene war etwas zurückgetreten. Die Arme über der Brust verschränkt, stand sie regungslos wie ein aus Stein gemachtes Bildwerk. Ihr lilienweißer Hals blühte uns beiden entgegen.

Zweimal, dreimal hatte ich das harte Wort auf den Lippen. Aber immer riß ich es im letzten Augenblick zurück, wenn ich den Vater in seiner Hilflosigkeit vor mir stehen sah.

Ene fand zuerst den Mut, die Stille zu brechen.

„Ihr müßt nicht um mich streiten“, sagte sie leise, aber ganz ihrer selbst gewiß. „Ich geh euch aus dem Weg, ihr sollt mich nicht gekannt haben. Aber verkaufen und verhandeln könnt ihr mich nicht.“

Hierauf wandte sie sich mit leidenschaftlicher Bewegung an meinen Vater. „Wißt, wenn Ihr mein junges Leben mit dem Zug hättet für Euch erstehlen können, es wäre kein Glück daraus geworden!“

Sie wollte an mir vorbei und hinaus, aber ich hielt sie an der Hand zurück. „Bleib da – du! Uns zwei bringt niemand auseinander!“

Mein Vater stand noch eine Weile gesenkten Kopfes an seinem Platz; dann machte er sich auf die Türe zu und ging, schweigend und ohne sich noch mit einem einzigen Blick nach uns umzusehen. –

Im Anfang waren wir wie betäubt. Wir lauschten, wie er draußen schweren Schrittes abwärts stieg. Dann umschlang sie mich heftig, und wir standen lange, eines dem anderen ohne Worte Mut zusprechend.

Sie weinte leise in sich hinein und auch auf mir lag das Geschehene als eine schwere Last. Immer noch sah ich meinen Vater vor mir stehen, wie er, von ihren ersten Worten niedergeworfen, klein und arm geworden war.

„Werden wir nun alle unsere Zeit an das denken müssen?“ fragte sie bedrückt, gab sich jedoch alsbald selber die Antwort. „Nein, ich glaube es doch nicht. Mit einem rechten Leben können wir uns vielleicht davon freimachen.“

Dann blickte sie mich an, noch unter Tränen; aber auf ihrem Gesicht leuchtete schon wieder die Zuversicht der reinen Jugend. „Laß es dir nicht zu schwer werden“ bat sie eindringlich. „Wir sind jetzt doch unser zwei. Und ich will dir helfen, mit liebfein und mit allem, was ich kann.“ –

Sie hat ihr Versprechen treulich gehalten. Nicht bald sind zwei so schwer und so arm zusammengekommen wie wir; und wir haben es doch miteinander zu einem festen Haus und zu Ehren gebracht.

Noch vier lange Jahre haben wir mit Heiraten zugewartet und uns ein schönes Geldlein erdient. In dieser Hütte sind wir je und je zusammengekommen. Das sind unsere Festtage gewesen, da haben wir uns immer wieder zu dem langen Ausharren Mut und Freude geholt. Wir haben es nicht zu ersorgen gebraucht, daß uns mein Vater aus unserem heimlichen Schlupf und Nest verweisen würde, denn der hat sein Gut in Oberreuti wenige Wochen nach jenem schweren Abend den Händlern verkauft und ist wieder ins Unterland hinabgezogen, in seine Heimatgemeinde. Erst spät, in seinen älteren Tagen hat er mir verziehen und ist wieder recht zu mir geworden.

Als ich, des Dienens müde, den Mut fand, das verlotterte Neuhöflein in Niederreuti zu kaufen, haben mir

manche das Los übel gelegt. Es war just eine Zeit, da der Weinstock in dieser Gegend, wie immer nach einigen Fehljahren, in Ungnade gefallen war. Ans Reuten dachte man damals noch nicht; aber viele Bauern verkauften ihr Rebland unter dem rechten Preis. Da setzte ich auf diese mißachtete Karte und kaufte Reben. Und es schlug mir zum Guten aus.

Mit der Sommerhalbe habe ich den Anfang gemacht. Das war nicht der kleinste Tag in meinem Leben, als ich das erstmal mit meiner Frau da in dieser Hütte als in unserem unantastbaren Eigentum zu Mittag gegessen! Ich kann Euch sagen, da haben uns Brot und Käse als wie Gesottenes und Gebratenes geschmeckt. Fast wie Kinder haben wir uns zusammen gefreut und

wie Kinder alle Sorgen von uns getan.

Sie sind ja dann wieder gekommen, wir haben manche böse Schlacht mit ihnen geschlagen, bevor die großen Weinjahre uns über das Arge hinweghelfen. Aber meine Frau Lene ist stark gewesen in der Kunst, allem unguten Wesen den Stachel abzubreaken. Sie wußte aus der härtesten Nuß einen süßen Kern herauszuschälen und das Leben mit allerlei Festzeiten zu schmücken.

„Man darf die Seele nicht die ganze Zeit unter Not und Mühsal schmachten lassen“, sagte sie. „Man muß ihr immer wieder einmal das Werktagsgleid abtun und sich mit ihr in die Sonne setzen.“

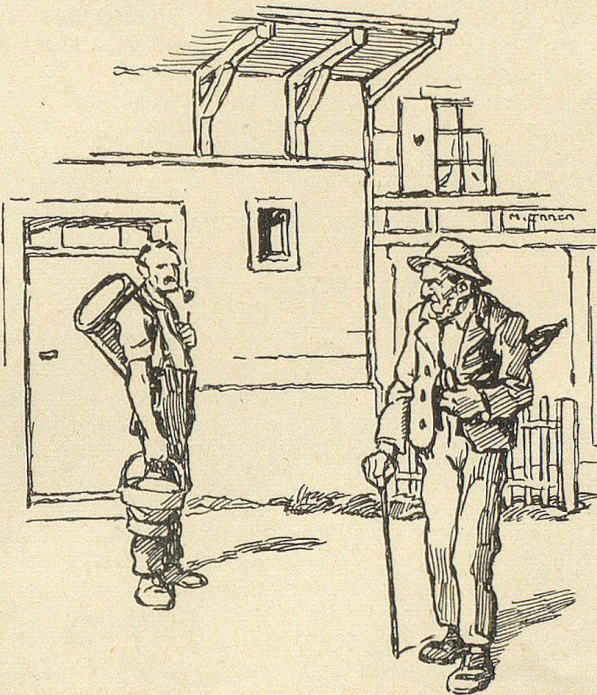
So oft wir an schönen Sonntagen mit den Kindern nach Steinbrunn hinüber zur Kirche gingen, stiegen wir auf

dem Heimweg noch da zur Hütte hinauf und taten uns gut mit Vlaudern von vergangenen Zeiten und Dingen. „Jetzt ist's mir just, als seien wir in z w e i Kirchen gewesen“, pflegte sie nachher zu sagen. –

Der Alte brach die Erzählung mit einem schweren Atemzuge ab und sah eine Weile in Gedanken vor sich hin.

„Ja, es sollte mehr solcher Frauen geben im Land, wie die Lene eine gewesen ist“, sagte er dann, halb zu sich selber, halb zu mir gewendet. „Dann würden unsere Bauernbuben nicht an gelben Kornäckern vorbei in die Fabriken laufen, wo ihre Augen und Seelen blind werden für das Morgenrot und für das Grün der Frühlingswiesen. Sie würden nicht vor dem Geld hergeschneiter Fremdlinge unter lackierten Gasthofstüren den Rucksack machen. Und unsere schönen Nebengelände wären unversehrt geblieben, wenn es auch galt, ein paar Jährchen ohne Lohn darin zu schaffen ...“

Noch in derselben Woche ließ der Neuhofer die Reben an der Sommerhalbe niederlegen; es war der letzte Weinberg, der in der Gegend noch übriggeblieben war.



Der Kasper mußte darum, aber er ließ nichts merken. Das Nebhäuschen hatte man zwar vorläufig verschont. Dennoch vermied es der Alte die längste Zeit, nach ihm zu sehen.

Erst nach der Heuernte, als auf dem gerodeten Land schon die Frühkartoffeln in Blüte standen, brachte ich ihn einmal dazu, mit mir hinauszugehen. Er sah die weiß und bläulich schimmernde Halbe hinauf und freute sich sichtlich über den guten Stand des Feldes. „So etwas ist auch schön“, sagte er ohne jede Bitternis.

Plötzlich nahm er wahr, daß sich zwischen den saftig-grünen Stauden, die schon fast den ganzen Boden deckten, ein paar Nebsschosse, armselige Wurzelaußschläge, ans Licht drängten, worauf er erschrocken einen Schritt zurücktrat.

„Habt Ihr gesehen? Die Neben sind noch nicht tot!“ sagte er, heftig erregt. Er warf noch einen knappen Blick nach der Hütte hinauf, dann wandte er sich heimzu.

Als es auf Johanni ging, bemerkte ich, daß der Alte öfter als sonst das Wetterglas um Rat anging und allabendlich nach dem Stand des Gewölkes ausschaute.

Eines Morgens stand er, sonntäglich angezogen, im Hofe. Er wolle jetzt nach Borauen hinabwalzen, sagte er aufgeräumt. Ein rechter Weinbauer müsse doch jedes Jahr einmal Traubenblust riechen, das sei ihm eine Seelenspeise. Der Neuhofer wollte ihm ein Fuhrwerk mitgeben, aber er schlug es bestimmt ab. Das Gehen mache ihm keine Beschwerde, und er habe da mehr Genuß von den Aedern und von dem, was es so auf beiden Seiten der Straße zu sehen gebe.

Gegen Mittag kam Bericht, man müsse den Alten im Schönggrund abholen. Er habe eine Schwäche bekommen. Der Neuhofer brach sogleich mit dem Kewagen auf, doch er brachte am Abend einen Toten mit nach Hause.

Der Zimmermann Erb mußte dem Kasper, seinem letzten Wunsch gemäß, aus den Brettern der Sommerhalbenhütte die stille Ruhestatt herrichten. Und ich ließ mich den Weg nach Borauen hinauf nicht reuen, um dem lieben Alten ein paar frische Schosse mit Traubenblüten als letztes Angebinde mit in den Sarg zu geben.

Glück im Unglück.

Von Bernh. Kbler, St. Gallen.

Auf dem schönen Bürgligute lebte die ehrsame Witwe Klara Kenggli mit ihrer einzigen Tochter Hildegard. In der Bewirtung ihres Gutes und eines wertvollen Viehstandes half ihr der Innerrhoder Franzsepp so getreulich mit, als ob es seine eigene Habe wäre. Frau Kenggli hatte aber fortwährend mit allerlei Ungemach und Schwierigkeiten zu kämpfen. Wohl fiel ihr beim Tode ihres Mannes durch die Lebensversicherung ein schönes Pöstlein Bargeld in die Hand. Aber in Hof und Stall ging seit einiger Zeit alles schief. Im Christmonat stahl der Fuchs alle Hennen samt dem prämierten Büggel. Im Jänner fiel die trachtige Mutterfau in den Bschüttkasten und ertrank darin. In der Fasnacht wurde der fette Neufundländerhund gestohlen, während er in tiefem Schläfe lag. Im März meldete der Franzsepp, die Kühe seien verhezt. Eine nach der andern werfe das Kalb heraus. Der Tierarzt stellte jene gefürchtete Krankheit fest, die feuchthafte Verwerfen heißt und die durch einen in den Stall eingeschleppten Bazillus verursacht wird und nicht durch Hexen und bössartige Weiber. Man behandelte und impfte die Tiere, aber ohne Erfolg, sodaß von zwanzig Kühen und trächtigen Kindern ihrer fünfzehn verwarfen. Dieses Uebel kletterte nun schon seit zwei Jahren im Stalle und endete damit, daß eine gute Zuchtkuh nach der andern keine Milch mehr gab und in die Metz verkauft werden mußte. Die neu gekauften Kühe erkrankten auch wieder, sodaß das Unheil kein Ende nehmen wollte. So wurde Frau Kenggli von Monat zu Monat ärmer. Die einzige Freude und Hoffnung im Leben der Witwe Kenggli bildete ihre bald tausendwöchige Tochter Hildegard, die hübsche schlankte Hilde, die ob ihres fröhlichen und anmutigen Wesens jeden bezauberte, der mit ihr verkehrte. Diesem lustigen, lebensfrohen Mädchen lief seit längerer Zeit ein wahrer Verehrer nach, der ihr selbst aber erheblich wenig

ger gefiel, als ihrer Mutter. Das war der Eusebius Glättli, ein großgewachsener Latschi, der einzige Sohn eines hablichen Bauern. Dieser Eusebius, ein grausam eingebildeter und ausgerechneter Mensch, diente bei der Kavallerie, der er schon zwei „Eidgenossen“ zu Grunde gerichtet hatte. Er gehörte jener politischen Vereinigung an, die sich Jungbauern nannte und die alles besser konnte und verstand, als alle übrigen Parteien zusammen. Wohl schielte manch junger Bauer nach der hübschen Hilde in Bürgli, die in einer vornehmen Familie in der Stadt vorzüglich kochen gelernt und die Kinderpflege studiert hatte, und die ganz sicher eine ausgezeichnete Hausfrau abgeben mußte. Aber Eusebius mit seinem Geld und seinem großen Maul schlug sie alle; denn Frau Kenggli besaß eine blinde Voreingenommenheit für diesen Burschen, während sich Hilde herzlich wenig aus ihm machte. Als ihm dann der Kälberhändler Bischof am Dthmarsmarkte erzählte, mit der Witwe Kenggli gehe es abwärts, ihr Geld schwinde wegen des Unglücks im Stalle wie der Schnee an der Sonne, da fand Eusebius plötzlich, daß er von der Schönheit seiner geliebten Hilde eigentlich nicht leben könne. Von da ab erschien er zur Freude Hildes nie mehr auf dem Bürgligut. Er nahm den Kank jetzt nach dem „Roten Ochsen“ des benachbarten Städtleins, wo er die Schweister der Wirtin, eine große, stolze Bernerin, kennen gelernt hatte, die aus vermöglicher Familie stammte. Sie benahm sich genau so, als ob ihr auf Gottes Erdenwelt keiner so gefalle, wie der gescheite und beredte Eusebius. Diesem schien jetzt das Glück auf einmal ganz besonders hold zu sein. Erstens wegen seiner neuen vermeintlichen Braut und zweitens wegen der unumstößlichen Tatsache, daß ihn die Jungbauernpartei in vierzehn Tagen als Kantonsrat wählen werde. In ihrer übermäßigen eigenen Werthschätzung hatte sie wie die